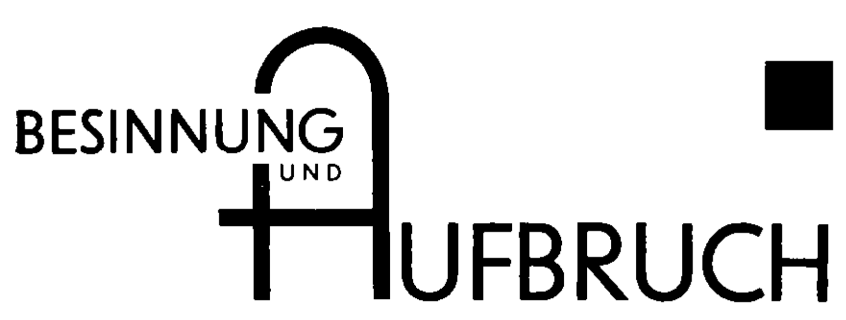


MONATSBLÄTTER FREIHEITLICHER BÜCHERFREUNDE

Jahrg. 2 / Heft 4 **August 1930**

Der Deserteur

Zeichnung von Helios Gomez, Spanien

Giftgas! Von Herbert Lestiboudois

Zeitungsnotiz: Vor kurzer Zeit kehrte ein deutscher Feldsoldat aus Frankreich zurück, der dort lange Jahre in Krankenhäusern wegen einer schweren Gasvergiftung zugebracht hat und nunmehr als geheilt entlassen werden konnte. Doch erlag er, kaum in die Heimat zurückgekehrt, den Folgen und Nachwirkungen. —

Der Wind sprang aus der Heide auf und war mit einem Satz auf der alten Heerstraße, die weit in das Land hineinlief. Dort blieb der wilde Geselle eine Weile stehen, denn ihm dünkte, daß ein Mann die Straße heraufkam den er nicht kannte. Das war immerhin etwas verwunderlich, denn er kannte sonst jeden von Angesicht, der schon ein paar Mal die große Straße gegangen war. — „Seltsam", dachte der Wind, „was will ein Fremder so früh nach Moordorf zu? Ich werd ihn mal anschauen müssen!" — Sprach's, rannte die Birkenreihe entlang und fuhr dann dem Fremden mitten ins Gesicht, daß der, ein wenig erschreckt wohl durch den harten Anprall, den Kopf hochwarf. „Hoho!" schrie der Wind, „dem hab ich doch schon gesehn?!" Dann fiel ihm plötzlich etwas ein. Er fegte noch einmal an dem Fremdem vorüber, schaute ihm tiefer unter die Mütze und rief lachend: „Mensch, Karl Jochen, wo kommst du denn her ?" Dem Fremden war es so, als hätte ihn eben jemand gerufen; doch als er die Straße zurückblickte, konnte er niemand entdecken. „Der Wind narrt mich", dachte er. — Doch der war lange weiter, stand schon über dem Schornstein vom Moorhof und brüllte hinein: „Karljochen, Karljochen . . . " — solange, bis der Rauch des Herdfeuers ihn unter die Nase kitzelte und er sich schimpfend verzog. —

„Wer ruft denn da?" murmelte unten die alte Frau mit dem eisgrauen Haar und den eingefallenen Backein, die in der Dönze auf dem roten Bett lag. Sie ging mit dem Blick in der Stube um, in der aber kein Mensch weiter war. — „Wo geht denn das zu, daß da ein Karljochen ruft?' grübelte sie und strich sich die weißen Strähnen von der müden, zerfurchteten Stirn. Aber sie konnte die Antwort darauf nicht finden. — Leise klinkte die Tür, der Moorhofbauer trat ein. „Nu, Mutter, schläfst du?' fragte er weich, soweit das seine rauhe, holperige Stimme zuließ. „Ne, ne, Hansjochen, ne, ne . . . komm man inne. Hast du wohl Karl-Jochen gerufen?"

Der Bauer sah der Frau zweifelnd in die matten Augen. „Ne, Mutter", sagte er langsam und streichelte unbeholfen das Gesicht seiner Frau. ,,Da hat wohl draußen einer von den Leuten irgendwas geschrien."
„So, so . . ." meinte die Frau und ließ den Kopf sinken, „dann wird das ja wohl so sein. . — Sie schloß die Augen und lag reglos. —
Der Moorhofbauer ging leise hinaus. ,,Das wird kein gutes Ende nehmen", murmelte er und fuhr sich über die Augen. „Sie kann da nicht über hinfinden, daß Karljochen tot dahinten in Frankreich liegt." — Er seufzte, trat in den Hot, wo eben die hübsche Lüttjemagd nach den Ställen lief und das Lied von den drei Birken auf der Heide flötete. — „Deerns, fleit nich!" rief der Moorhofbauer herrisch und ärgerlich, ging nach dem Schober hinüber und warf krachend hinter sich die Tür ins Schloß. —

*

Der ,Mittag stand schon hell und hoch über der Heide, als der Fremde auf einem Wegstein Rast machte. Er warf den zerfetzten Soldatenmantel ab, breitete ihn über den Stein und setzte sich. Wüst heruntergekommen sah er aus, Stiefel nur noch Löcher, Gesicht verwahrlost und vom Barthaar überwuchert. Tief saß die graue lumpige Feldmütze in der Stirn. Er kramte in der Tasche führte etwas zum Munde, an dem er mühsam herumknabberte. „Werden Augen machen, den Gasvergifteten wieder auf-

erstanden zu sehen", fluchte er und wart den letzten Rest harten Brotes mit einer Verwünschung in den Straßengraben. ,,Wird wohl was besseres zu Haus geben!" — Die Worte kamen stolpernd über die Lippen, lallend, kaum verständlich.

Kr ließ seinen Blick über die Heide gehen, grübelnd, suchend, nach alten Bildern und Erinnerungen vielleicht. Dann stand er plötzlich auf, warf den Mantelfetzen über die Schulter und ging weiter. Es lag wie. bange Frage und Erwartung in seinen Augen, wenn er weit über die Heide schaute. Manchmal sog er prüfend und schnuppernd die Luft. Aus



„Der Krieg bekommt mir wie eine Badekur" **(v. Hindenburg)**

all diesem sprach der verzweifelte Versuch eines Menschen, wieder heimzufinden zu den Dingen seiner Heimat, sie wieder sprechen zu hören und fühlen zu können wie damals, wie wer weiß vor wie langen Jahren. Karljochen, der Anerbe vom Moorhof, mühte sich vergeblich. Zu grausam und schonungslos stand noch die Zeit des Schützengrabens und des unsäglichsten Sterbens zwischen damals und heute. Die Landschaft sprach ihn nicht mehr an, kalt lag sie da, tot und fremd und nichtssagend grinsend, ohne das geringste in seinem Blute aufzurühren.
Sein Kopf sackte vornüber und mechanisch schritt er seines Weges. Die Birken über ihn pfiffen ihr altes fröhliches Lied, aber Karljochens Herz verstand die Melodie nicht mehr. Sie fand nicht Eingang zu ihm, hart prallte sie ab von Ohr und Brust dieses Mannes, dessen ersteres noch das wahnsinnige Schreien der Sterbenden hörte und dessen zweites noch erfüllt war von dem mörderischen Brennen giftiger Gase. —
Schemenhaft huschten die ersten Häuser Moordorfs an ihm vorüber. Instinktmäßig nur fand er die Lattenpforte, die den Weg zu seines Vaters Hof abschloß Köter sprangen ihm kläffend um die Beine, ein Knecht

trat ihm in den Weg. Er schob ihn wortlos beiseite, klinkte die, Dielentür auf ging in die Dönze, setzte sich auf einen Stuhl und sagte: „Da bin ichl“ —

Ein Schrei schlug wie aus weiter Ferne an sein Ohr, ein Schrei, so durchdringend und erbarmungswürdig, wie er ihn von den Feldern des Westens noch lebendig in der Erinnerung trug. Er hob die Augen auf, sah an der Wand ein rotes Bett, eine Frau, die sich darin bäumte und dann kraftlos zurückfiel. Irgendwo zutiefst berührte ihn dieser Schrei. Er sprang hinzu, schob seinen Arm unter den Rücken der Frau, wollte sie stützen . . ., aber da merkte er, daß er nur noch eine Tote im Arm hielt.

Zu schnell war dieses alles geschehen, als daß der Mann sich sofort zurechtfand. Mählich nur dämmerte das Erkennen in seiner giftgasverbrannten Brust. Seine Lippen wollten Worte formen, doch nur Unverständliches drängte sich hervor. Zuletzt rang sich ein Stöhnen aus seinem Munde, lallend, stoßweise und zitternd im Unbegreifen: „Nu, Mutter, wo denn . . . . was ist denn nur?" —

Die Tote konnte nicht mehr antworten. Er stierte auf die Mutter, riß die schmierige Mütze vom Kopfe und beruhigte mit der freien Hand das furchtbare Brennen in seiner Brust. Zögernd zog er den Arm von der Toten zurück, warf die Jacke Von sich, tastete mit dem Blick die Wände ab und fiel dann plötzlich mit einem dumpfen, röchelnden Laut in sich zusammen. Qualvoll rang sich der Atem durch seine Kehle. „Mutter", ächzte er, „Mutter!" schrie er auf, und wimmernd, klagend irrte es durch die Dönze: „. . . . wie ist denn das nur — — ist denn das nun meine Schuld?" —

Dann war es still. — Die Sonne stand mit einem Lächeln draußen vor dem Fenster, als wäre nichts geschehen, als wäre die Welt immer noch heiter und freundlich wie das Spiel froher Kinder.

Weltenbrand **Von Israel Feldgram**

geschrieben am 22. August 1914

Weltenbrand in allen Ecken,
Die Flammen lodern hoch empor!
Jetzt spielt man nicht Verstecken,
Jetzt kommt die grausige Wahrheit vor!

Mütter mit großer Kinderzahl
Klagen verzweifelnd im Schmerz.
Gibts wirklich keine andere Wahl,
Wie morden mit kaltem Erz?

Muß es denn sein — Völkermorden?
Schlachten wie Menschenfresser
Sich, wie wilde Urwaldhorden?
Wird es davon besser?

Es kommen schon die bangen Sorgen,
Das Elendsgespenst — Hungersnot!
Kein Händler will noch etwas borgen.
Bald gibt es nicht mal trocknes Brot!

Wie soll das enden, Schlachtenlenker ? . .
Verdorren wird der Erdenschoß.
Ihr werdet noch zu Volkeshenker!
Oh! Eure Schuld wird riesengroß!

Die Kaffeemühle Von Heinrich Wandt

Wir rückten in das flandrische Dorf Ledeghem bei Kortrijk ein. Morgens, zwei Stunden nach Mitternacht. Am Stationsgebäude machten wir Halt. Es hieß, der Bataillonskommandeur wolle eine Ansprache halten. Er kam auch richtig gleich angeritten und ließ seinen Braunen fast kerzengerade vor uns in die Höhe steigen und hub dann auf echt schwäbisch zu reden an:

„Kameraden! Mir send jetzt en Weschtflandern! Dös ischt net meh' Frankreich, verschtanda! Mir hänt jetzt koine Welsche meh' vor ons, sondern Brüeder verschtanda! Mir send jetzt bei Germana ond Deitsche, wia bei ons derhoim verschtanda ?! Bei uralte Erbfeind von de' Welsche, verschtanda !

Ond wenn ihr dös verschtanda hänt, dann denkt ällaweil dra', daß mir de Vlaama emmer guet behandla müsset, damit sc au wissat, daß mir



Kanonenfutter *) **A. Daenens, Brüssel**

*) Entnommen aus der Serie: Wer will unter die Soldaten?, Verlag „Der Syndikalist".

ihre Freind ond Brüeder send, ond daß mir se von de Welsche befreia wöllat, verschtanda!"

Natürlich hatten wir verstanden. Wir brüllten darum laut „Jawohl, Herr Major!", und als der Alte weggeritten war, um sich von dieser Strapaze durch ein paar ordentliche Schlucke Burgunder zu erholen, sammelten wir geschäftig Holz, und bald leuchteten unsere Biwakfeuer rund um den kleinen Bahnhof auf. Zwei Stunden Ruhe waren angesagt.

Aber während unsere Reissuppe noch im Topfe kochte, machte unser Kompanieführer einen furchtbaren Krach. Sein Bursche hatte ihm keinen Kaffee zubereiten können, weil keiner von uns mehr gemahlene Bohnen

besaß und die einzige Kaffeemühle der Kompanie am vorhergehenden Tage geklaut worden war.

Es schien, als wollte unser preußischer Oberleutnant vor Wut platzen. Aber dann griff er nach seinem Revolver und brüllte vier Namen, darunter auch den meinen, und befahl uns, ihn zu begleiten. Er hatte nämlich die Absicht, höchst eigenhändig eine Kaffeemühle zu requirieren.
Auf seinen Wink setzten wir uns in Bewegung. Er ging voran, das schußbereite Mordeisen in der Hand, obwohl die feindliche Linie noch gute zehn Kilometer von uns entfernt war. Vor dem ersten Hause des noch wie ausgestorben daliegenden friedlichen Dorfes machten wir Halt. Er trat mit seinen schweren Stiefeln gegen die verschlossene Türe und schrie wie ein Besessener: „Macht auf, ihr dreckigen belgischen Schweine !"

Und weil uns nicht gleich geöffnet wurde — so befahl er uns, die Fensterscheiben einzuschlagen.

Als sie unter den Kolbenstößen klirrend zersplitterten, ging die Türe auf, und ein vom Alter und vieler Arbeit gebückter silberhaariger Greis, der nur mit Hemd und Hose bekleidet war stand schreckensbleich und zitternd im fahlen Scheine unserer elektrischen Taschenlampen vor uns.
Ehe ich noch — ich mußte gewöhnlich den Dolmetscher mimen — dem Manne sagen konnte daß wir weiter nichts als eine Kaffeemühle haben wollten, stürzte sich unser Kompanieführer mit einem wilden Fluch auf unseren ersten „Freund und Bruder" im Flandernlande, hielt ihm mit der Hand die entsicherte Pistole gegen die Brust und schlug ihm dann die geballte Linke mehrfach und mit aller Gewalt in das Gesicht. Und dabei brüllte er wie ein Teufel: „Warum hast du nicht gleich aufgemacht, du alte stinkende Kongosau? Eine moulin de café, verstanden, du Drecksau, du Schuft !"

Und weil unser vlaamscher „Freund und Bruder" vor Schreck kein Wort hervorbringen konnte und wahrscheinlich auch gar nicht verstand, was unser Oberleutnant der so stolz auf sein „Französisch" war, mit den Worten „moulin de café" meinte so versetzte ihm dieser mit seinem gespornten Stiefel noch einen Tritt gegen den Bauch, daß er stöhnend zusammenbrach.

Und dann stürmte unser „heldenmütiger" Vorgesetzter, der sich wenige Tage darauf an unserer Front bei Becelaere wegen „Lungenspitzenkatarrh" krank meldete und dann nie wieder zum Vorschein kam, über den siegreich zu Boden geschlagenen vlaamschen „Freund und Bruder" hinweg in das Innere und brachte aus der Küche nicht nur eine Kaffeemühle, sondern auch noch einen Klumpen Butter und ein paar Eier angeschleppt, die er natürlich für sich behielt.

Das war die erste deutsche „Viaamenpropaganda", die ich in Flandern mitmachen durfte.

Autorität Von Hermann Lenk

Autorität!

Wann schleift man sie zu Tode?
Die aller Uebel, Uebel war.
Die nur allein Gewalt gebar
Und eines Erdengottes starr Gebote.

Autorität!

Wann würgt man ihre Kehle?
Die eines Gottes neuem Gott
Und einer Menschheit quälend Spott
Und einer ew'gen Lüge kalte Seele.

Nationalismus Von Helmut Klose

1916 kam eines Tages ein fremdes Mädchen in unsere Klasse. Sie war für unseren Jahrgang zu alt, denn sie war 14 und wir 12, höchstens 13 Jahre. Der Lehrer, ein kränklicher, kurzsichtiger Seminarist, nannte sie Anna Fernanda und wies ihr einen Platz auf der letzten Mädchenbank an, gleich vor den Jungensbänken. Sie saß direkt vor Robert Natisch, dem verdammtesten .Lümmel der ganzen Klasse, wenn nicht Schule. Anna hatte ganz dunkelbraune Haut, feine Hände, schöne schwarze Haare und große schwarzbraune Augen. Wir waren auch braun gebrannt, hielten es aber für häßlich, denn wir waren Dorfkinder und hatten Sonne genug und immer wenig Kleider an. Unsere Hände waren rauh und hart, weil wir schon alle irgendwelche Arbeit verrichten mußten. Wir wußten genau, wer nicht so häßliche Hände hatte wie wir. Es waren vier oder fünf Kinder in unserer Klasse, und sie prahlten auch genügend damit und beschämten uns oft genug. Wir waren die Kinder der Armen, unsere Hände verrieten uns. So wütend wir über diese ewigen Beleidigungen waren, und so oft wir ihnen unsere harten Fäuste auf das feine weiße Fleisch schlugen, wir fühlten immer, nichts hatten wir, das wir ihrer Feinheit gleichwertig ihnen entgegensetzen konnten. Jetzt endlich aber gab es etwas, was uns ihnen ebenbürtig machte, wenn es uns nicht noch über sie erhob: unsere Väter waren im Krieg! Das ist eine heilige und ehrenvolle Erhebung! Wir waren stolz darauf, daß unsere Väter auf dem Felde der Ehre verwundet, oder gar getötet werden konnten. Und damit nicht irgend eine sentimentale Liebe unseren Stolz brechen konnte, wurde uns täglich fünf Stunden lang der heilige Krieg und unsere glückliche Mission als Gottesgeschenk gepriesen und das Lob uns eingebläut, bis wirs auswendig wußten wie die Papageien die Namen ihrer Besitzer. Wir waren sogar stolz auf unsere Marmeladenstullen, und machten uns lustig über die gutbelegten Schnittchen der ,,Feinen", und warfen ihnen vor sie opferten nicht für das Vaterland, das heilige. Nur zweien wagte es keiner so recht ins Gesicht zu sagen, — außer Robert Natisch natürlich! — das waren die Kinder des Gendarmen, ja, vor dem Wachmeister hatten wir alle Angst, der hatte böse Augen und einen klirrenden Säbel. Nur Natisch, der hatte auch vor dem keinen Respekt, „Der Wachmeister? Der kann mir den Puckel runter rutschen", griente er frech.

Anna Fernanda war auch fein, aber in einer ganz anderen Art. Sie sprach und spielte mit uns und bildete sich nichts ein, wie die Feinen. Robert war am meisten mit ihr zusammen, und wenn einer nur ein leises abfälliges Wort über sie äußerte, war er sofort auf dem Sprunge, jeden Vergeltungskampf auszufechten. Und da er den Feinen immer wieder Annas Schönheit und Vornehmheit als etwas unerreichtes darstellte, forderte er manchen eitlen Jungen heraus, und es gab oft Schlägereien wegen Anna, die davon nichts wußte. Anna sprach nicht richtig deutsch, das war sehr häufig ein Anbandelpunkt für die Feinen, aber in ihren Aufsätzen hatte sie weniger Fehler, als die meisten von uns. Wir armen Kinder bewunderten sie eigentlich und nannten uns gern ihre Freunde. Das Vornehme, und etwas geheimnisvolles an ihr, machte uns zu ihren Anhängern.

Bis eines Tages der Lehrer den Freundeskreis zerschlug. Er sagte uns, daß Anna Fernanda Brasilianerin sei. Was wollte das sagen? . . Er fragte, ob Brasilien deutsch sei. . . Nein. Er fragte, ob es Deutschlands Verbündeter sei. . . . Nein! . . Aha! Jetzt wußten wir Bescheid. Jetzt wurde uns manches klar, was uns früher schon recht merkwürdig an ihr aufgefallen war. Wenn wir unsere Siege feierten, sagte sie: ,,Das ist garnicht zum Freuen! Ihr müßt doch denken, wieviele Menschen dabei totgeschossen und verwundet werden!" Das machte uns immer stumm, bis einer die Antwort fand: ,,Wir müssen aber siegen, weil sonst die Franzosen kommen und uns die Hälse abschneiden, oder die Russen, diese verlausten Barbaren, kommen und verwüsten unser Vaterland!" Wir wußten ja, wie diese Menschenfresser

es in Ostpreußen getrieben hatten, der Lehrer hatte es uns wochenlang in allen Stunden erzählt. . . Ja, jetzt endlich wußten wir, was Anna war, — Fernanda, schon dieser ausländische Name! — sie war eine Vaterlandsfeindin! und darum durfte keiner mehr etwas mit ihr zu tun haben. Wer sie nicht sofort verachtete, wurde solange Vaterlandsverräter und Spion geschimpft, bis auch er sie nicht mehr ansah. Nach drei Tagen hatte sie nur noch einen Freund, das war Robert Natisch. Und den nahm sich der Lehrer vor. „Natisch, ich habe gehört. Du hast Schweinereien mit der



Herrliche Zeiten ....*) **A. Daenens, Brüssel**

*) Entnommen aus der Serie: Wer will unter die Soldaten?, Verlag „Der Syndikalist"

Fernanda getrieben. Wenn ich das noch einmal höre, bekommst Du eine Tracht Prügel, die Du Dein Lebtag nicht vergessen sollst!"

„Das ist nicht wahr!" schrie Robert in die Klasse. ,,Wer hat das gesagt?"

„Halt Dein großes Maul und setz Dich! Wenn ich noch einmal . . ."

„Ich will wissen, wer das gesagt hat. Es ist eine verdammte Lüge!"

„Hast Du was zu wollen? Du Strolch. Das ist recht für Dich . . .", und! ein paar Ohrfeigen sollten die Auseinandersetzung beenden. Natisch verzog keine Miene. Er stand nach vorn übergelehnt und hatte die Hände auf den vorderen Tischrand gestützt und sah den Lehrer mit haßglühenden; Augen an. Da strich Anna zärtlich über seine Hand. Er erschrak ein

wenig und ließ sich plötzlich in die Bank fallen. Der Lehrer hatte das aber beobachtet, kam wie ein rasender Hund angesprungen und schlug Anna mitten ins Gesicht: „Du gemeines Ding, Du ausländisches!" Wie eine Feder schnellte Robert auf die Bank, und ehe der Lehrer begriff, was geschah, hatte Natisch schon die viel zu großen Stiefel ausgezogen und warf sie ihm an den Kopf, daß der Kneifer in Stücke ging. Da gings los, der Lehrer schlug auf Robert den Zeigestock in Stücke, der aber ließ nicht nach, sondern rannte dem Lehrer mit dem Kopf gegen den Bauch und schlug mit Fäusten nach seinem Gesicht, wie rasend trommelte er ihm auf Backen, Nase und Hals. Der Lehrer war hilflos, und wir fingen schon an zu lachen. Da stand Anna auf, faßte Robert an den Arm, und er wurde so ruhig, als sei nichts gewesen. Der Lehrer wischte sich den Schweiß und sagte, wie immer: „Wir sprechen uns nach der Stunde noch!" Ein paar Tage nach diesem Zwischenspiel sollten wir in der Gesangstunde singen: „Ich bin ein Preuße". Anna blieb sitzen und sang nicht mit. Die ganze Klasse bebte vor Entrüstung. „Steh auf, Fernanda!" befahl der Lehrer.

„Ich singe nicht dieses Lied."

„Waaas? Du singst das Lied nicht?"

„Nein, ich bin kein Preuße."

„Steh auf und singe!!"

Anna blieb sitzen. Ihr Gesicht wurde tiefrot. Roberts Gesichtsmuskeln zuckten. Seine Nasenlöcher wurden groß. Der Lehrer hob die Hand. „Steh auf! Singe!"

Sie stand nicht auf. Da klatschte die bleiche Hand in das braune feine Gesicht, daß das Blut wie ein Quell aus der Nase sprang. Robert war mit einem Satz aus der Bank und stand vor dem Lehrer. „Warum schlagen Sie Anna? Würden Sie singen, wenn Ihnen ein Franzose befiehlt, sein Lied zu singen?" Die Antwort darauf waren Ohrfeigen und Schläge mit dem Geigenbogen. Roberts Kopf blutete. „Was, Sie wagen es, mich zu schlagen? Mich? Mein Vater ist vor ein paar Tagen gefallen, mein Vater hat sein Blut vergossen für Sie, und Sie wagen es, mich zu schlagen? Schämen Sie sich nicht? Wer hat denn mehr Recht, ein Deutscher zu sein, ich habe meinen Vater geopfert, und Sie?? . . ." Es war unheimlich still im Klassenzimmer. Der Lehrer starrte wie blöde geworden auf Natisch. Dann sagte er plötzlich: „Das hat Dir wohl diese Vaterlandsfeindin eingeflüstert, was? Du frecher Strolch. Warte, wir sprechen uns noch!"

Robert sah wüst aus. Das Blut lief ihm über die Stirne ins Gesicht. „Ich blute ja. Sie haben mich blutig geschlagen!"

„Geh runter an die Pumpe und wasch Dich ab." Robert ging. An der Tür blieb er stehen und sagte: „Werden Sie Anna jetzt sitzen lassen?"
„Was denkst Du Dir denn, Du Lümmel? — Steh auf, Fernanda, und singe!"
„Steh nicht auf, Anna, ich bleibe hier."

„Was sagst Du?", schrie der Lehrer und kniff die Augen zusammen. Zusammengebückt, wie eine Katze auf der Jagd nach Mäusen, ging er langsam auf Natisch los. Der wischte sich das Blut aus dem Auge und zog den Kopf ein. Der Lehrer erkannte die Stellung wieder. Er reckte sich hochauf, zeigte nach der Tür und sagte: „Ihr verlaßt beide sofort das Klassenzimmer.
„Schön. Komm, Anna!" sagte Robert und sie gingen.
Auch am andern Morgen mußten beide wieder nachhause gehen. Im Lauf des Vormittags kam Anna mit ihrer Tante in die Klasse. Der Lehrer sprach sehr lange mit der Dame, und Anna saß auf ihrem Platz und weinte. Robert durfte nicht mehr in die Schule, und nach ein paar Tagen kam er in eine Erziehungsanstalt. Es hieß, er habe auch gestohlen im Dorf. Es ging ja alles auf seine Kappe, denn er war ein großer Strolch und ihm war alles zuzutrauen.

Anna sah 'bald recht krank aus. Der Lehrer mochte aber toben soviel er wollte, sie sang keine Vaterlandslieder mit. Als Robert ungefähr acht oder zehn Tage weg war, erschien eines Tages wieder die Tante in der Schule. Jetzt versuchte auch sie im Guten und im Bösen, Anna zu bewegen, mitzusingen. Es half nicht. Plötzlich sagte Anna: „Wenn ich Robert wiedersehe, werde ich singen."

Die Tante und der Lehrer sahen sich ernst und schweigend an. Aber nur eine kurze Zeit. Dann lachten sie, und der Lehrer sagte: „Vielleicht siehst Du ihn noch einmal im Zuchthaus wieder. — Jetzt aber wirst Du aufstehen und mitsingen, auch ohne den Natisch. Sonst . . ." Anna stand auf. Aber sie sang nicht mit. Die Tante verließ das Klassenzimmer.
Am anderen Tag fand man Anna Fernanda von der Bahn überfahren. —

Gedanken über Freiheit Von Alfred Giese

Was immer wieder mahnend Tag für Tag, in mir die Stimme erhebt, was nie mehr zum Schweigen gebracht und erdrosselt werden kann, das ist der heiße Ruf nach Freiheit. Nicht nach der Freiheit, die ewig eine Utopie. Unzählige unter falschen Vorstellungen auf ihre Bahn lockt und letzten Endes wiederum Knechtschaft bedeutet, sondern nach der Freiheit, die fern jeder Sanktionierung auch die letzte Fessel sprengt und jede Gewalt, jedes autoritäre Bestreben verneint und erst außerhalb des Staates ihren Anfang nimmt.

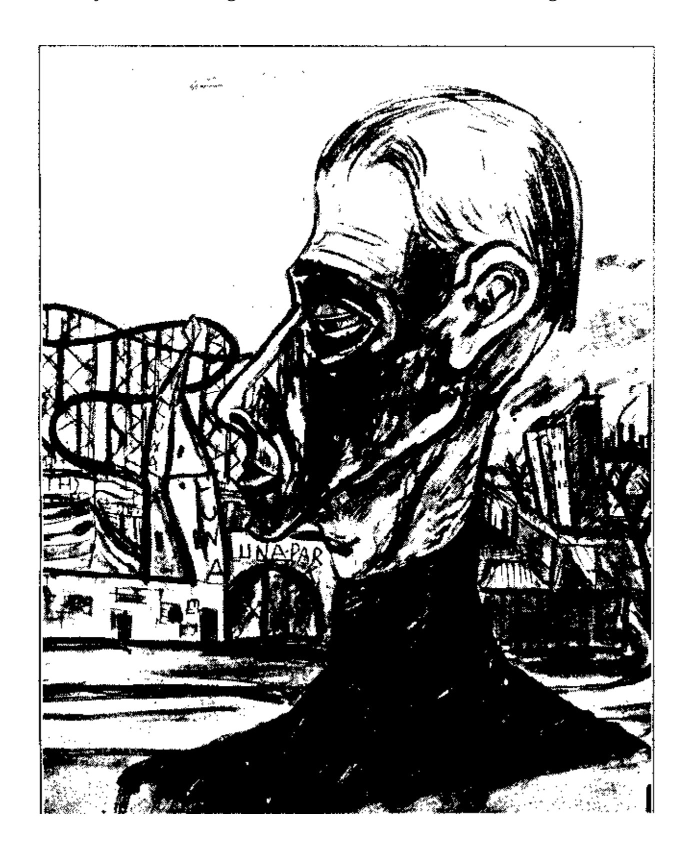
Wohin ich auch schaue, brutalste Vergewaltigung des Individuums, Versklavung geistig wie körperlich tagaus, tagein. Kann es eine größere Schmach und Schande für die sogenannte Kulturmenschheit geben, die trotz aller technischen Errungenschaften in menschlicher Beziehung auf einem erschreckend tiefen Niveau steht? Wird nicht das Beste und Edelste in den Staub gestoßen auf Kosten so mancher erbärmlichen Gemeinheit, die jegliche Förderung und jeglichen Schutz erhält? Die Gewalt ist es, die diesem Leben ihren Stempel aufdrückt die Gewalt, die Stütze jeder Herrschaft und Todfeindin der Freiheit, die Blatt für Blatt der Geschichte bis hinein in die graue Vergangenheit mit Blut beschrieben hat. Und diese Gewalt, die wie ein riesiges Hindernis vor den Freiheitsmenschen aufwuchtet und ihnen die Bahn verwehrt, sie muß und wird fallen! Aus Not und Elend wird der Tag der Freiheit erstehen! Es ist der Menschheit letzter Weg. Jahrtausende lang hat man sie schon in die Irre geführt von einer Nacht in die andere unter ungeheueren Opfern, Jahrtausende lang! Ist es denn nicht bald genug, übergenug? Ich liege hier draußen auf einer von unzähligen bunten Blumen übersäten Wiese und sinne in die sonnige Weite die in der leuchtenden Farbenpracht des Sommers, überwölbt von der lichtblauen, wolkenfreien Kuppel des Himmels mir ein jubelndes Lied des Lebens singt.

Und ich halte inne im Denken. Eine dumpfe Müdigkeit versucht mich zu umfangen, wo ich den ungeheuer gähnenden Kontrast zwischen der Natur und dem Leben der Menschen sehe. Kann man denn unser Leben überhaupt noch Leben nennen? Ist es nicht eine unsagbare Qual von früheester Kindheit an, ein ewiges Sichbeugen, Verzichten und Entsagen, wo doch die Erde mit vollen Händen ihren unerschöpflichen Reichtum bietet, jeden überreich beschenken könnend?

Und über alles Lähmende und Düstere hinweg geht mein Blick in das Morgen, hoffend auf die Erkenntnis, die einst doch allen Mächten zum Trotz die letzten Schleier des Unwissens siegend durchbricht. Um mich herum flimmert und leuchtet der Sonnentag, und ich grüße das Geschlecht, das über die Trümmer veralteter, wirklichkeitsfremder Weltanschauungen aus Niederungen empor zu Höhen steigen wird, den Grundstein zu einer neuen Epoche legend — ohne Autorität und Gewalt — der Epoche der Freiheitsmenschen!

Der Rückfall der Kunst Von Kh. Bodensiek

Das Erlebnis des letzten Krieges war nicht nur für unsere neuen Einsichten in die soziale Struktur, die Erkennung der Zweckabsicht der kapitalistischen Wirtschaftsmethoden und für die Aktivierung der Massen in der Politik von prinzipieller und neuordnender Bedeutung, die Umschichtung erfaßte die ganzen Menschen, jede ihrer beruflichen Funktionen, ihrer produktiven Aeußerungen in Form der Künste oder Wissenschaften, Jedes Urteil, jede Stellungnahme war tief in dem ungeheueren Erlebnis



Der Artist **Kh. Bodensiek**

des kapitalistischen Kriegsgreuels fundamentiert. Der Mensch lag aufgerissen unter den Rädern der wildgewordenen Staatsmaschinen einer ganzen Erde, keine Worte brauchten ihn zur Forderung eines neuen Menschentum überzeugen, seine Einsicht war so groß, daß er die Ungeheuerlichkeit kaum ertragen konnte. (Heute ist es der neuste Industriezweig, Kriegsbücher mit billiger Tinte zu schreiben, wo das Blut auf den Gräbern noch nicht verraucht ist.) Der Krieg hat der bürgerlichen Gefühlswelt das aufrechte Korsett aus gesellschaftlicher Lüge und klebriger Salonpolitik abgerissen und für einige Jahre den Mensch als Mensch wieder ins Zentrum des Seins und seiner Funktionsäußerungen gestellt.

Der Jugendstil, ein chemisches Produkt aus Vanilleeiskrem, Samtportiéren, Holzbrandsprüchen und Backfischsehnsüchten, zerplatzte wie ein luftleerer Raum an seiner eigenen Hohlheit. Die Nippesengel aus Gips, laubgesägte Vogelbauer und urteutonische Bierhörner flogen zum Müll fand wurden zu äußerst praktischen Pflastersteinen. Die Sicht in die Zeit und hindurch bis in den einzelnen Menschen, der in ihrem Mittelpunkt steht, war freigegeben.

Der Expressionismus entlud die strömende Sehnsucht der menschlichen Seele, die Kraftlinien der Herzen banden Menschen an Mensch. Die von Feldwebeln einkaserniert gewesene Fantasie formte aus der Fülle des gnadenreichen Schoßes der Welteinswerdung. Die alten zu Klischees entwerteten Formen wurden gesprengt und ein neuer Morgen goß strahlendes Licht über Schöpfer und Beschenkte am Werk. Masereel rang dem Holzschnitt nie vermutete Sprachegewalt ab. Barbusse erhob das Wort gleichzeitig zum prägnantesten Ausdruck und zur erfüllten Konfession seines Ich — und Vieler. Man beherrschte die Gesetze der äußeren Form so gewaltig, daß man es wagen durfte, sie wieder abzustreifen. Trotz Manifesten und Programmen war der Expressionismus die freieste und ehrlichste künstlerische Entfaltung der Zeit; Inhalt und Form wurden wie selten zuvor eins. Es gab keine offizielle, anerkannte, allein seligmachende Schule und Gestaltungsnorm. Allein die Intensität des Erlebniseindrucks beim Beschauer, Leser oder Zuhörer (denn das Gesagte gilt für alle Kunstgattungen; ist Wertmaßstab des Kunstwerks, die Mittel dieser Zielerreichung sind die arteigenen der einzelnen Schöpfer: Maler, Dichter, Regisseure Musiker, Bildhauer und Architekten. Der Expressionismus als Sammelbegriff erlöste die Kunst aus verstaubter Geschichtsklitterung im Menschlichen. Die Sache der Menschheit und der Kunst war zu einer einzigen geworden — in vielfältigen Variationen, aber in derselben Richtungstendenz.

Aber wie sieht es nun schon wenige Jahre später aus? Geruhsamer Bürgerfrieden hat die Zügel der Kunst wieder in die Hand bekommen. Dix malt kein Schützengrabenbild mehr, aus Bekennern wurden Beamte. Die Kunst ist trotz weniger ehrlicher Außenseiter wieder in sorgsam abgezirkelte Bahnen gelenkt. Ein neuer „Jugendstil" ist anerkannt, verbrieft und allein gültig: die Sachlichkeit. Sie gähnt uns, ohne daß wir irgendeinmal das Pulspochen erregten Herzschlags verspürten, ohne ehernes Pathos grämlich und langweilig an. Das mechanistische Prinzip in der Kunst führt sich selbst ad absurdum. Tafelbilder, Buchillustrationen, Dramen und Opern alles wird nach bewährtem Muster prompt erledigt. Zumeist, technisch unvollkommen mit Mitteln und Material vertraut, werden Farben und Worte in undurchformten und unschöpferischen Spielereien entwürdigt. Um dann dem Gefühl (einem wahrhaft bürgerlichen Sentiment) etwas zu geben rutscht man zu verklebter Romantik ab. Die Verödung der Objekte der Darstellungsgegenstände wird grotesk untersetzt durch aufdringlichen Mangel an kunsttechnischen Erfahrungen und beherrschtem Können. Die Bilder der Sachlichen sind zum größten Teil im Bau, der Komposition, unausgewogen, .unsensibel montiert, ausdruckslos durch körperlose Farben geschichtet und die Handschrift, der Strich, die Pinselführung sind unprägnant, hilflos, verwaschen. Die Sachlichkeit ist nicht der wahre Ausdruck unserer Zeit; stumpfeste Bürgerlichkeit, seltsames Emeritentum, zeitnegierende (im großen Sinn der Trägheit gegen die Tendenz der Stoßkraft der Zeit) Dilletanten- oder Amateurangelegenheit wie ein Vereinstheater. Die Sachlichkeit ist eine Sackgasse, es gibt kein Darüberhinauswachsen. Auf der ausgewalzten Ebene der satten Langeweile ertötet jede Bemühung um die Kernspannungen künstlerischen Erlebnisses und Ausdrucks künstlerischer Verantwortlichkeit. Wenn Kunst nicht zielweisend ins Zahngetriebe des Lebens, der menschlichen Gegenwart, greift, so ist ihr kein Wert gegeben.

Betrachtung über das Buch Von Fritz Linow

Fast fünf Jahrhundert sind seit der Erfindung der Buchdruckerkunst über die Welt dahingebraust. Vieles hat sich seit den Zeiten des genialen Johann Gensfleisch zum Gutenberg und seiner Gehilfen und Teilhaber Johann Fust und Peter Schöffer verändert. Das Buch hat mit der schwarzen Kunst seinen Siegeslauf durch die Welt begonnen.

Welcher moderne Mensch kann sich heute, im Jahrhundert der Ausbeutung aller Erfindungen des menschlichen Geistes zurückversetzen in die Zeit, als die Bildung das ausgesprochene Privileg derer war, die in Klöstern, Kirchen, Domen und Kapellen, dem in Geistesnacht befindlichen Volke mit Fron und Zehnten das Wort vom allmächtigen, allwissenden und altgütigen Gott predigten. Schier unmöglich ist es für den Menschen unseres Jahrhunderts, einen solchen Zustand zu begreifen. Alle Betrachtungen darüber lassen uns nur schwache Konturen seines wirklichen Inhalts ahnen.
Wir Menschen im Zeitalter des Buches sind über die Fähigkeit, geistige Unberührtheit und ausgesprochenes Analphabetentum mit unseren Sinnen zu analysieren, hinausgewachsen. Wir können wohl mit Hilfe der Geschichte und der Soziologie die Ursachen der Unbildung aufzeigen. Wir können auch von den Voraussetzungen reden, an welche die Allgemeinbildung gebunden ist; aber wir können nicht mit den Kräften unseres Geistes und der Beschwingtheit unserer Seele hinabsteigen in die Tiefe eines primitiven Zeitalters, in der alle Geistesgüter, gefangen saßen hinter den starken Mauern der Klöster, um hier verkrüppelt und umgefälscht zu werden in Waffen der kirchlichen Macht.

Gewiß, diese Zeiten sind vorüber, liegen für größere Teile der Menschheit in dunkler, lichtloser Vergangenheit. Aber noch kann der freie Geist keineswegs Siegeshymnen anstimmen. Es bleibt noch viel zu tun, noch manches zu erobern.

Das Buch, die Zeitschrift, die Zeitung, haben zusammen mit anderen Faktoren Wandel geschaffen. Sie haben das Niveau der Volksbildung gehoben und sind Kampfgefährten und schneidige, blitzende Waffen geworden, um den Ungeist zu bekriegen und den Hunger nach Wissen und Unterhaltung zu stillen.

Das Buch im besonderen, ist zu einem Machtfaktor geworden, dessen ganze Tragweite garnicht zu übersehen ist, auch selbst wenn es sich mit spezialwissenschaftlichen Fragen befaßt. Der Menschen vielseitige Interessen und Bestrebungen finden im Buche ihre Befriedigung.

Den Wunsch, Charaktere und Umstände, Schicksale und Verhältnisse in ihrer Beziehung zum Menschen zu begreifen, drückt uns in Erzählungen, Novellen und Romanen das Buch aus. Schwierige Probleme geistig zu verarbeiten, zwingt uns Werke der Wissenschaft in die Faust. Lust am Erleben ist es, was uns das Abenteurerbuch zur Hand nehmen läßt und die Begierde, dennoch zu erleben, was man nicht selbst schauen kann, treibt uns zu Reiseberichten, Länder- und Völkerschilderungen. Vielleicht sind es auch die leichtbeschwingten Verse der Dichter, die uns tiefe Philosophie oder losen Scherz, abgeklärte Weltweisheit oder beißende Satyre finden lassen. In jedem Falle berührt das Buch viele Seiten im Leben der modernen Menschen. Dieser Mensch des zwanzigsten Jahrhunderts ist ohne Buch überhaupt nicht denkbar. Das Buch gehört zum täglichen Brot, ist ein Bedarfsartikel geworden, auf den man ebenso wenig verzichten kann wie auf Nahrung und Kleidung.

Der Mensch der vorgutenbergschen Zeit war mit der Aufnahme fremder Gedanken als Anregungen zu eigenem geistigen Schaffen sowie der Möglichkeit, von anderen Verhältnissen zu hören und Erkenntnisse zu sammeln, auf die Minnesänger, auf das fahrende Volk, auf die Reisenden und auf die Landsknechte beschränkt. Der Blick konnte sich nur weiten, sofern die Möglichkeit bestand, den Balladen und Heldengesängen der Minnen

zu lauschen oder dem lustigen Schnack des fahrenden Volkes. Die blutrünstigen Erzählungen und rohen Schilderungen der Kriegsknechte, denen ja nur Mord und Brand als die stärksten Eindrücke verblieben, wird man als Bildungsfaktoren schwerlich in Betracht ziehen können. Und die Eindrücke, die von den wandernden Handswerksburschen, von Krämern oder sonstigen Reisenden vermittelt und wiedergegeben wurden, hatten nur wenig volksbildnerischen Wert, da sie sich in dem Maße veränderten, wie sie von Mund zu Mund gingen. Faktoren der Volksbildung konnten s:c nicht sein, weil das ständige Weitergeben dieser Erzählungen dazu führte, daß ihr ur-



Zerbrecht die Gewehre ! **Zeichnung von H. Wiederroth**

sprünglicher Sinn verlorenging; was übrig blieb, war nicht mehr das von der Quelle überlieferte, sondern die höchst subjektive Meinung der Nacherzähler.

Das Buch hat diesen Zustand umgestürzt und breite Volksschichten zu Teilhabern an den geistigen Gütern der Menschheit gemacht. Dabei darf nicht vergessen werden, daß im Zeitalter des Buches wie ein Hohn auf dasselbe, Kräfte genug vorhanden sind, die einen Zustand erstreben, wie er vor Gutenberg, Fust und Schöffer in der Gesellschaft üblich war. Viele, oft unsaubere Mittel müssen herhalten, um den Siegeszug des Buches als Faktor der Volksbildung aufzuhalten. Staats- und Gewinninteressen stellen sich dem freien Buch entgegen. Armut und Elend sind unfreiwillige, aber um so geschätztere Helfer für den Kampf gegen das Buch. O, nicht gegen jedes Buch! Nicht gegen die Buchproduktion, die sich mit einer Verherrlichung der sozialen Nöte unserer Zeit befaßt. Nicht gegen das Buch, das in süßlich-glitschiger Weise an der seichten Oberfläche des menschlichen

Lebens plätschert, ohne den Mut zu finden, in die Tiefe der Tragödie unseres Zeitalters hinabzutauchen. Der Kampf gegen das Buch, ist der Kampf um das unbesehene Hinnehmen alles dessen was ist. Aber was ist, ist deshalb noch lange nicht vernünftig. Das Buch, das dem sozialen Kampf gewidmet ist, löst Widerspruch bei den Herrschenden und Mächtigen aus. Ist das Buch von dem Bestreben getragen, die Wahrheit zu vermitteln denjenigen Klassen, die auf dem Grunde der Gesellschaft vegetieren, Freiheit und Wohlstand zu bringen, dann setzt der Kampf dagegen ein. Dient es dem Bestreben, Dogmen und Vorurteile zu überwinden und den Zustand geistigen Tiefstandes zu beseitigen, dann wird der Bannfluch gegen dieses Buch ausgesprochen.

Diese Tatsache haben die fortschrittlichen Elemente und ganz besonders die Arbeiterschaft erkannt. Die Arbeiterschaft hat vor Jahrzehnten über ihre Bildungsbestrebungen die stolzen Worte gesetzt: Wissen ist Macht! Heute hat die Arbeiterklasse eine umfangreiche Literatur und ihr Bestreben geht dahin, sich möglichst von den Gewinninteressen des kapitalistischen Buchhandels loszulösen und in gemeinsamer Arbeit die Produktion von Werken zu ermöglichen, die ihren Interessen dienen. Die Buchgemeinschaft als Selbsthilfe der Arbeiterbewegung ist damit zu einem gewaltigen Kulturfaktor geworden und verdient nach Kräften ausgebaut zu werden. In den Buchgemeinschaften werden die Freunde zusammengeschweißt, die teilnehmen wollen an der gemeinsamen Verbreitung und Vertiefung des Wissens. Die in dem Bewußtsein zu ihrer Lektüre greifen, daß sie die Urheber der Produktion des Buches sind und sich und vielen anderen den Genuß dieses Lesestoffes verschafften.

Für den Kampf um die größte soziale und persönliche Freiheit aber ist das Buch unentbehrliches Werkzeug. Es wird in seiner Wirksamkeit noch gesteigert, wenn alle Freunde und Kämpfer für die Freiheit sich zur Buchproduktion zusammenschließen. Soziale und persönliche Freiheit setzt Menschen voraus, die gestählt durch die eigene Erfahrung nie müde werden, auch die Erfahrung und Einstellung anderer kennenzulernen, um ständig die eigenen Ansichten zu überprüfen und der Kritik auszusetzen. Das Buch vermittelt Erkenntnisse und fordert jeden aufmerksamen Leser zur Gegenüberstellung und Abwägung seiner eigenen Gedanken heraus. Die Freiheit, sozial und individuell, braucht Buch und Buchgemeinschaft als Faktoren einer selbstkritischen Erziehung. Deshalb gibt die Gilde freiheitlicher Bücherfreunde mehr als nur ein preiswertes Buch. Sie gibt dem freiheitlichen Sozialisten, dem revolutionären Arbeiter in gemeinsamer Buchproduktion die Mittel zur Selbsterziehung und Selbstbildung.

Sonett auf die Dichterakademie von Herben Fritsche

Mich lockt es heut, Euch „Dichter" einmal durchzuhecheln!
Ihr feinen Herrn, ihr braven alten Bratenröster!
Häuptling: „Mensch Luther", Walterchen der Seelentröster. —
„Berlin am Alex" — Doktor Döblins Spitzmauslächeln. . . .
Vor Schwedens greisem König neigt sich Thomas tief.
Seht ihn euch an, den wohlfrisierten Zauberberg!
Der Nobelpreis duckt diesen „Riesen" rasch zum Zwerg — —
Ach Arno Holz tat gut, daß er zuvor entschlief.
Doch Schluß! Ein jedes weitre Wort war Unsinn nämlich,
Denn Deutschlands Dichterklub bleibt ewig akadämlich.
„B—Z, du Muse, der sie nach den Zitzen fassen,
Wenn du sie dereinst wirst in das Elysium führen,
Dann wird der alte Orpheus nimmermehr die Harfe rühren —
O nein — „dann wird er die Fanfare blasen lassen"!!

Der Herr Schaffner Von Friedrich Ege

Jeder Schupo, jeder Straßenbahnschaffner, jeder kleinste Beamte schwillt zu Riesendimensionen an, wenn er im Bereiche „seiner Macht" gegen das Publikum Stellung nehmen kann.

Ja, das hat das kapitalistische System herrlich organisiert. Der kleine Beamte, das ist sein wirksamster Schutz, seine trefflichste und sicherste Stütze. Ein kleiner Vorfall: Auf einem Autobus sitzt ein Mensch. Der Schaffner beanstandet seinen Fahrschein; er sei schon abgelaufen. Zuerst protestiert der Fahrgast. Man sieht es ihm an: er hat kein Geld. Er hat den Schein sicher auf der Straße aufgelesen. Er weiß keinen Ausweg. Er will also aussteigen. Nein, der Herr Schaffner bläht sich in seiner Amtsgewalt auf, hält (ihn fest und pfeift einen verkehrswinkenden Schupo heran. Alle drei verschwinden etwas abseits. Der Autobus steht da und wartet, wartet. Die Fahrgäste haben wie immer den Mund zu halten und zu warten. Endlich hat der Schupo alles haargenau aufgeschrieben, die Fahrt kann weitergehen. Herr Schaffner! Bist du so dumm oder so eingebildet, daß du das tatest? Du bist doch selbst ein Geprellter, ein Ausgebeuteter. Hand aufs Herz. Du hättest es doch lieber, wenn schon heute als erst morgen deine Herren Direktoren einen Denkzettel bekämen! Warum vergreifst du dich an einem armen Menschen! Meinst du, es sei ein Vergnügen, aus dem Dreck der Straße einen Fahrschein aufzulesen und glattzustreichen? Glaubst du nicht, daß jeder gerne seine Fahrt bezahlen würde?

Wenn dir, Herr Schaffner, wieder so etwas passiert, dann laß den armen Schlucker aussteigen. Aber stehe nicht als Kuli im Sold deiner Direktoren,, um deren Lebenshaltung willen du hungern mußt. Du kannst immer noch deine Pflicht tun, ohne deshalb zum Verräter an deinen Klassengenossen zu werden.

Veranstaltungen der Ortsgruppen

HALLE (Saale):

Nächste Gildenzusammenkunft findet am 15. August (Freitag), abends 8 Uhr, im Volkspark statt.

Vortrag: Astronomie: „Die Milchstraße".

Wir bitten um zahlreichen Besuch. — Interessenten sind eingeladen.

Ortsgruppen! Referentenvermittlung!

Genosse Heinrich Wandt, Berlin, hat sich bereit erklärt, eine Versammlungstournee innerhalb Deutschlands für die Gilde zu unternehmen. Wir ersuchen die Gruppenleiter schnellstens um Stellungnahme, damit wir Reiserouten zusammenstellen können. Die Gildenleitung.

Tausch- und Kauf~Inscrate für Gruppen und Mitglieder

Französische Zeitungen und Zeitschriften

freiheitlicher Tendenz

hat gegen Erstattung der Porto-Kosten abzugeben. Ferdinand Adam, Halle (Saale), Reilstraße 24.

(Unter dieser Rubrik vermitteln wir den Austausch von Literatur und den damit zusammenhängenden Gegenständen für Mitglieder und Gruppen bis zu vier Zeilen gratis. Jede weitere Zeile und Auszeichnungsschrift wird extra berechnet.)

Verlag und Schriftleitung: Willi Jadau, Berlin O 34, Warschauer Straße 62.
Druck: Sackmann & Stohl, Berlin-Friedrichshagen, Seestraße 126.